

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 33/1 (2006)

DOI: 10.11588/fr.2006.1.64144

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

L'interprétation des auteurs puise entre autres dans des schémas d'explication psychologique qui impliquent aussi l'effet placebo et l'effet des rêves. D'après ces explications, les guérisons dans le contexte d'un culte de saint se déroulent par principe dans une «corrélation linéaire positive avec le degré de participation émotionnelle de la part de la personne concernée» (p. 283). Puisque la participation affective des malades et donc la corrélation entre la psyché et la guérison sont difficile à déceler dans les témoignages historiques, les auteurs s'appuient sur le «terme plus facilement objectivable qu'est le «degré de souffrance», dont elles tiennent compte en relation avec les degrés de miracle dans une échelle ascendante (corrélation de rang d'après la méthode Spearman). Ce degré de souffrance se mesure selon la nature et la durée de la maladie ainsi que les préjudices qu'elle implique, comme les douleurs, l'imminence de la mort, l'incapacité de travailler ou la détresse existentielle. Le fait d'instaurer une atmosphère hautement émotionnelle («champs affectif») pour initialiser le processus de guérison, se trouve bien documenté dans les manuscrits servant de source: les impressions esthétiques particulières et les rituels solennels auprès de la tombe du saint, l'effet psychologique de masse des pèlerins se précipitant en foule, mais aussi l'environnement familial avec son soutien, conduisaient, selon l'étude, dans beaucoup de cas à une activation des forces d'auto-guérison et, finalement, à un rééquilibrage du système psycho-neuro-immunitaire. Ce que les auteurs retiennent comme résultat de ces analyses statistiques, c'est que le sexe, l'âge et le statut social ne sont pas en relation significative avec les degrés calculés de miracle. En revanche, le lieu et le moment où le miracle survenait étaient importants, car des guérisons extraordinaires sont mentionnées le plus souvent auprès de la tombe du saint lors de jours de fête religieux et les fins de semaine.

Les auteurs ne renient pas la problématique de cette analyse, qui naît conjointement de la particularité du genre des sources, de la grande distance dans le temps des cas analysés, ainsi que de la dimension du miracle qui est à priori difficile à quantifier. Il faut souligner la bonne documentation et l'analyse soignée des cas de maladies du Moyen Âge, qui fournit un matériau riche pour d'autres études. Ce qui nous paraît moins convaincant, c'est l'analyse psychologique des miracles de guérison sur la base de la disposition émotionnelle des patients, dont l'historique de la maladie ne nous parvient pas au travers d'expertises médicales, mais sous forme de dossiers juridiques. Ici, une coopération étroite avec des psychologues et des psychothérapeutes aurait probablement pu fournir une vision plus approfondie de la relation complexe entre la maladie et la psyché dans le contexte de la croyance.

Valeska KOAL, Paris

Jean-Marie MOEGLIN (Hg.), *L'intercession du Moyen Âge à l'époque moderne. Autour d'une pratique sociale*, Genf (Droz) 2004, 362 S. (Hautes études médiévales et modernes, 87), ISBN 2-600-00932-9, CHF 102,00.

Der angezeigte Sammelband befaßt sich mit der religiösen und der politischen Bedeutung der Fürsprache (*intercessio*) als einem sozialen Phänomen, das das Mittelalter wie die frühe Neuzeit prägt. Die durch eine lesenswerte Einleitung des Herausgebers (S. 7–15) und eine geistreiche Zusammenfassung von C. GAUVARD (S. 335–351) eingerahmten Beiträge zeichnen sich zwar durch ein unterschiedlich hohes wissenschaftliches Niveau aus. Es verdienen jedoch immerhin zwei Drittel der Beiträge, wegen ihrer Quellennähe und des mitunter daraus resultierenden Forschungsertrages hervorgehoben zu werden: H. SCHNEIDER rekonstruiert in seinem Beitrag über »L'intercession des vivants pour les morts. L'exemple des synodes du haut Moyen Âge« (S. 41–65) anhand einiger west- bzw. ostfränkischer Synoden des 9. Jhs. die liturgischen Formen, in die das Fürbittgebet des beteiligten Klerus für die Toten eingebunden war. Es kam dabei nicht nur zu ausgesprochen originellen Verbindungen des individuellen mit dem kollektiven Fürbittgebet, um im

Rahmen der erlaubten drei Messen, die jeder Priester täglich beten durfte, ein möglichst großes Maß an Effizienz für das Seelenheil der Toten zu erlangen. Der Verfasser kann vielmehr auch zeigen, daß eine Synode in Le Mans sogar mit Formeln, die auf das männliche oder weibliche Geschlecht bezogen waren (wie zum Beispiel: *ut animae famulorum [tuorum] famularumque tuarum, quorum quarumque nomina memoriam agimus*), für die Verstorbenen betete. H. TEUNIS wendet sich in seinem Beitrag über »L'insult ajouté à l'injustice dans les récits de plaids des pays de Loire aux XI^e et XII^e s.« (S. 89–104) überzeugend gegen die in der neueren Forschung vertretene These, daß die Fürsprache im gesellschaftlichen Bereich auf einer Übertragung des religiösen Bußmodells in die Welt der Politik beruhe. Die mit der Ungerechtigkeit eines Vorwurfs einhergehende Beleidigung des Angeeschuldigten habe es vielmehr dem Herrn, bei dem eine Äußerung des Mißfallens über den Fall vorgebracht wurde, ermöglicht, auf die Absichten des Angeschuldigten zu schließen und dann unter Umständen einen Weg zur Bereinigung des Konflikts zu finden. B. FAES DE MOTTONI befaßt sich mit »Quelques aspects de la doctrine de l'intercession dans la théologie de Bonaventure et de Thomas d'Aquin« (S. 105–126). Nach Bonaventura müssen sich die Menschen an die Heiligen als Fürsprecher wenden, weil sie Sünder sind und nur die Fürsprache des Heiligen Geistes bei Gottvater die Erlösung von den Sünden ermöglicht. Für Thomas von Aquin erwächst die Notwendigkeit des Fürbittgebets bei den Heiligen aus der Verpflichtung der Menschen, die von Gott geschaffene Welt in ihrer Vollkommenheit und Ordnung zu erhalten. Die Heiligen agieren hierbei als Mittler zwischen Gott und den Menschen. N. BÉRIOU behandelt »L'intercession dans les Sermons de la Toussaint« (S. 127–156). Die untersuchten Predigten zum Allerheiligenfest kreisen vor allem um die Vorstellungen von der Kirche als mystischem Leib Christi und von der Gemeinschaft der Heiligen. Das christliche Modell von der Fürsprache der Gläubigen für Lebende und Tote wurde nämlich erst im Hochmittelalter mit dem Modell der Fürsprache der Heiligen für Lebende und Tote in Einklang gebracht. Die Konkurrenz zwischen beiden Deutungsmustern lag nicht zuletzt der hochmittelalterlichen Debatte zwischen einem französischen Prediger und dem Abt von Cluny zugrunde. Pierre de Bruys bestritt dabei den Nutzen der Gebete für die Toten, während Petrus Venerabilis mit seiner Befürwortung des Totengedenkens gleichzeitig wohl das von den Cluniazensern eingeführte Allerseelenfest verteidigte. J.-L. LEMAITRE exemplifiziert in seinem kurzen Beitrag über »Saint-Martial intercesseur, d'après les miracles de 1388« (S. 157–169) anhand einer spätmittelalterlichen Sammlung von Wunderberichten zum heiligen Martialis von Limoges die Definition, welche André Vauchez für das Fürbittgebet der Heiligen gegeben hat. Der Gnadenschatz macht demnach die Heiligen unter Führung der Jungfrau Maria zu mehr oder weniger wirkmächtigen Fürsprechern für die sündigen Gläubigen bei Gott. D. JACQUART und M. NICOUUD nehmen »L'office du médecin entre intercession et médiation« (S. 195–214) in den Blick. Der Arzt wurde von den kirchlichen Autoritäten, die sich um das Heil der Seelen kümmerten, als starkes Bollwerk gegen Magie und Aberglauben im körperlichen Bereich geachtet. Das Standesethos des mittelalterlichen Arztes bezog sich auf die Natur des Menschen, deren Geschöpflichkeit und Vergänglichkeit nie grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Die Alterung verzögernde oder das Leben verlängernde Mittel kamen deshalb nur im Ausnahmefall zur Anwendung. Die für die Seele der Todkranken nötige Begleitung wurde ohnehin dem Klerus überlassen. Die Therapeutik vieler praktischer Ärzte beruhte auf der Humeralpathologie, derzufolge die Körpersäfte eines Erkrankten durch diätetische und andere Maßnahmen wieder ins Gleichgewicht gebracht werden könnten. St. PÉQUIGNOT beschäftigt sich unter dem Titel »*Interponere partes suas*. Les bons offices de Jacques II d'Aragon entre les cours de Naples et de Majorque (1301–1304)« (S. 215–261) mit der dreijährigen Eheanbahnung für die Kinder der Könige von Neapel und Mallorca durch Jakob II. von Aragón. Ziel der Darlegungen ist der Nachweis, daß die dazu nötigen Verhandlungen den König von Aragón nicht nur als jemanden zeigen, der von den politischen Folgen des Ehe-

schlusses selbst betroffen war, sondern auch als jemanden, zu dessen Ehre oder zu dessen Ehrverletzung die schließlich ausgehandelte und vollzogene Ehe zwischen Maria von Sizilien, der Tochter Karls II. von Sizilien, und Sanchez (I.) von Mallorca beitrug. A. BURKARDT zeichnet unter dem Titel »Paese da gente [...] che non giovano parole. L'inquisition romaine face aux pratiques der recommandation« (S. 263–312) den Umgang norditalienischer und anderer Inquisitoren mit den Bittstellern, die sich bei der Inquisition für Familienmitglieder, Freunde, Mitkleriker oder Angehörige der Diener- und Gefolgschaft einsetzten, in der Mitte des 17. Jhs. nach. Ihm gelingt es dabei, die auch in der Forschungsliteratur noch vorhandene Vorstellung vom Inquisitor als einsamem Richter, der nur seinem Gewissen verpflichtet das Urteil gegen die Angeklagten fällt, durch das Bild vom Inquisitor als typischem Vertreter der »absolutistischen« Bürokratie, der auf die Kommunikation mit seinem sozialen Umfeld angewiesen ist, zu ersetzen. Die übrigen Beiträge spiegeln zumeist den französischen, manchmal auch den englischen, hin und wieder sogar den deutschen Forschungsstand wider. Hierzu zählen: Y. DUVAL: »Les saints protecteurs ici-bas et dans l'au-delà. L'intercession dans l'Antiquité chrétienne« (S. 17–39), H. KAMP: »L'intercession dans les relations politiques du Moyen Âge classique« (S. 67–87), C. VINCENT: »L'intercession dans les pratiques religieuses du XIII^e au XV^e s.« (S. 171–193), und L. BÉLY: »Médiateurs et intercesseurs dans la pratique de la diplomatie à l'époque moderne« (S. 313–333). Es ist bedauerlich, daß die von KAMP (S. 73) erwähnten Interventionsformeln in mittelalterlichen Urkunden in keinem eigenen Beitrag behandelt werden. Diese Bemerkung soll aber den recht breiten und manchmal sogar tiefergehenden Zugang, den Moeglin mit seinem Sammelband zu dem Thema der Fürsprache als sozialer Praxis gelegt hat, in keiner Weise in Abrede stellen.

Marie-Luise HECKMANN, Hamburg

Bischofsmord im Mittelalter / Murder of Bishops, hg. von Natalie FRYDE, Dirk REITZ, Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht) 2003, 392 S., 10 Abb. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 191), ISBN 3-525-35189-5, EUR 56,00.

Nolite tangere christos meos! Nach landläufiger Meinung war der Mord an einem Bischof – einem »Gesalbten des Herrn« – ein geradezu undenkbares und unsühnbares Verbrechen, das den Täter zwangsläufig zum ewig verdammten *outcast* brandmarkte, das Opfer aber »mit der Palme des Märtyrers geschmückt« in himmlische Sphären entrückte. Die Realität sah allerdings anders aus. Bischofsmord war zu manchen Zeiten und in manchen Gegenden Europas ein weit verbreitetes und sehr vielschichtiges Phänomen. Seine verschiedenen Ursachen, Erscheinungsformen und Wirkungen beleuchten die Beiträge in dem von N. Fryde und D. Reitz herausgegebenen Sammelband »Bischofsmord im Mittelalter«. Er ist das Ergebnis einer Tagung, die am British Centre for Historical Research in Germany des Max-Planck-Instituts für Geschichte veranstaltet wurde.

Einleitend skizzieren die Herausgeber schwerpunktsetzend das Themenspektrum: Sie fragen nach den definierenden Merkmalen des »Bischofsmordes«, nach spezifischen, möglicherweise der Typengenerierung dienenden Ursachen, Verlaufsformen und Folgen der Bluttaten. Im ersten Beitrag richtet Paul FOURACRE den Blick auf die hohe Anzahl getöteter Bischöfe in der Merowingerzeit. Diese Morde seien – so Fouracre – auf kurze, aber heftige Auseinandersetzungen zwischen Adelsgruppierungen zurückzuführen, in die auch der Herrscher verwickelt war und in deren tödlichem Zentrum meist Kirchenmänner standen, denen ihre Macht zum Verhängnis wurde. Mörder und Hintermänner blieben häufig ungeschoren, ja sie profitierten sogar von der Bluttat: Der Bischof als Opfer, das Bistum als Beute. Weshalb führten aber in anderen Gesellschaften diese faktiösen Verteilungskämpfe nicht zum Bischofsmord? Eine wichtige Ursache sieht Fouracre in der »Sakralisierung« des erstarkenden Herrschertums, dem Wirkverbund von König und Episkopat ab der Karolin-